

Zur Enzyklika „Fratelli tutti“ von Papst Franziskus

Utopie der Geschwisterlichkeit

Die Enzyklika ist ein beeindruckend eindringlicher Appell für mehr Geschwisterlichkeit unter allen Menschen, unabhängig von ihrer Kultur, ihrer Religion, ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder ihrer Nationalität. VON GERHARD KUIP

Bereits als einige Wochen vor der Veröffentlichung der Titel der neuen Enzyklika bekannt wurde, gab es eine Kontroverse. Sind hier mit „fratelli“ nur die „Brüder“ gemeint und nicht auch die „Schwestern“? Im Italienischen gibt es ja durchaus auch die „sorelle“ (Schwestern). Der Text der Enzyklika und der deutsche Untertitel, der sich aber so in den anderen bisher vorliegenden Übersetzungen nicht findet, weil es dort das schöne Wort „Geschwisterlichkeit“ nicht gibt, widerlegen diesen Verdacht. An einigen Stellen wird explizit betont, „dass die Frauen genau die gleiche Würde und die gleichen Rechte haben wie die Männer.“ (Nr. 23, vgl. 121, 125) Trotzdem fragt man sich: Gibt es bei *Franziskus* selbst und bei seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen im Vatikan so wenig Sensibilität für eine geschlechtergerechte Sprache?

Offenbar war es dem Papst ein großes Anliegen, genauso wie bei der Enzyklika „Laudato si“ 2015 mit einem wörtlichen Zitat des Heiligen *Franz von Assisi* (1181/82–1226), seines Namenspatrons, zu beginnen, was ja auch aller Ehren wert ist. Papst Franziskus ist extra nach Assisi gefahren, um dort am 3. Oktober, dem Todestag des Heiligen, die Enzyklika zu unterschreiben.

Wichtiger als der vielleicht etwas unglücklich gewählte Titel ist aber selbstverständlich der Inhalt dieser Enzyklika, die der Papst „als demütigen Beitrag zum Nachdenken“ (Nr. 6) vorlegt. Schon in „Laudato si“ betonte Franziskus immer wieder die gemeinsame Verantwortung der gesamten Menschheit zur Bekämpfung der bedrohlichen Klimaerwärmung, forderte zu besserer internationaler Kooperation auf und klagte die Berücksichtigung der Rechte aller Menschen ein. Auch in „Fratelli tutti“ plädiert er für einen Zusammenschluss zu „einem Wir, welches das gemeinsame Haus bewohnt“ (Nr. 17). Aber die Entwicklungen laufen offenbar derzeit in eine ganz andere Richtung: „In der gegenwärtigen Welt nimmt das Zugehörigkeitsgefühl zu der einen Menschheit ab, während der Traum, gemeinsam Gerechtigkeit und Frieden aufzubauen, wie eine Utopie anderer Zeiten erscheint“ (Nr. 30).

Seit 2015 haben sich nationalistische und populistische Bewegungen verstärkt. Viele Staaten setzen nicht mehr auf internationale Zusammenarbeit, sondern allein auf die Durchsetzung

Gerhard Kuip wurde 1957 geboren und ist Professor für christliche Anthropologie und Sozialethik an der Universität Mainz. Seine Schwerpunkte sind theoretische und praktische Gerechtigkeitsfragen im Zusammenhang mit der sozialen Sicherung, Globalisierung, Armutsbekämpfung, intergenerationaler Gerechtigkeit, Umwelt- und Klimaschutz.

eigener Interessen, was ein großer Teil der jeweiligen Staatsbürger offenbar befürwortet, leider auch in sehr katholisch geprägten Ländern wie Polen oder der Slowakei. Der Papst kritisiert das hart: „Verbohrte, übertriebene, wütende und aggressive Nationalismen leben wieder auf. In verschiedenen Ländern geht eine von gewissen Ideologien durchdrungene Idee des Volkes und der Nation mit neuen Formen des Egoismus und des Verlusts des Sozialempfindens einher“ (Nr. 11).

Es ist jedoch klar, dass die Nationalstaaten für sich heute nicht mehr fähig sind, die globalen Probleme zu lösen (Nr. 153), es sei denn, sie entschlossen sich zu verbesserter internationaler Zusammenarbeit (Nr. 172), stärkten die Vereinten Nationen und etablierten an Stelle des

und das wird schlimmer als eine Pandemie sein.“ (Nr. 36)

Hier steht der Papst ganz eindeutig in der Tradition kirchlicher Sozialverkündigung, die auf der Grundlage der Lehre von der „universellen Bestimmung der Güter“ bei *Thomas von Aquin* (Nr. 118, 124) spätestens seit der Enzyklika „Pacem in terris“ (1963) von *Johannes XXIII.* immer wieder die „Einheit der Menschheitsfamilie“

beschworen hat (Nr. 141). Er unterstreicht die Bedeutung dieses philosophischen Ansatzes jedoch durch eine ausführliche Auslegung des berühmten Gleichnisses vom barmherzigen Samariter (Nr. 56 ff., Lk 10,25–37), wobei er sich bewusst ist, dass er in einem Text, der sich „an alle Menschen guten Willens“ (Nr. 56, vgl. Nr. 6) richtet, keine christlichen Glaubensüberzeugungen voraussetzen kann. Aber er hofft, dass das Gleichnis doch auch Nicht-Gläubige anspricht.

Es kommt dem Papst darauf an, eindringlich dafür zu werben, dass wir uns den Ärmsten, den Verletzten, den an den Rand Gedrängten zuwenden. Und es gibt derzeit trotz einiger Erfolge in der Bekämpfung der Weltarmut in den letzten Jahrzehnten immer noch viele Menschen, die extreme Not leiden. Nach dem neuesten Welthunger-Index stieg im letzten Jahr die Zahl der weltweit Hungernden wieder an, auf 822 Millionen. Bei Veröffentlichung der Enzyklika konnte der Papst noch nicht wissen, dass in diesem Jahr das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen den Friedensnobelpreis bekommen würde.

Angesichts einer solchen Situation gibt es für uns nur zwei Möglichkeiten: „Jeder, der in diesem Moment kein Räuber ist beziehungsweise nicht distanziert vorbeigeht, ist entweder selbst verletzt oder trägt einen Verletzten auf seinen Schultern“ (Nr. 70 – meine eigene Übersetzung aus der spanischen Fassung).

Für die Begründung globaler Hilfspflichten hat das Samaritergleichnis eine ähnliche Funktion wie das berühmte Teichbeispiel des Philosophen *Peter Singer* im Blick auf globale Gerechtigkeit: Wenn wir an einem Teich vorbeigehen und dort ein ertrinkendes Kind sähen, würden wir doch sofort helfen, um es herauszuziehen. Warum handeln wir nicht ebenso angesichts der vielen Menschen, die weltweit in Not sind, indem wir beispielsweise mehr Geld an Hilfsorganisationen spenden? Wie *Singer* insistiert der Papst darauf, dass räumliche Distanz hier keine Entschuldigung sein kann. Auch eine andere Pointe des Samaritergleichnisses greift der Papst selbstkritisch auf und macht dadurch deutlich, wie sehr er christlichen Glauben und Praxis der Nächstenliebe als unzertrennlich ansieht. Es waren ja religiöse Menschen (ein Priester und ein Levit), die vorbeigingen: Das „weist darauf hin, dass die Tatsache, an Gott zu glauben und ihn anzubeten, keine Garantie dafür ist, dass man auch lebt, wie es Gott gefällt.“ (Nr. 74)

Eine solche Forderung nach entgrenzter Nächstenliebe hat Konsequenzen, zum Beispiel für die Rechte von Migranten. Diese lagen dem Papst von Anfang an sehr am Herzen, wie Besuche mit eindringlichen Predigten auf der Flüchtlingsinsel Lampedusa (2013) oder an der mexikanisch-US-amerikanischen Grenze (2016) zeigten. In diesem Punkt ist der Papst ganz klar und steht ebenfalls in Übereinstimmung mit „*Pacem in terris*“ und ähnlichen Aussagen im Katechismus der Katholischen Kirche, die vielen Katholiken offenbar nicht bewusst sind.

Offenbar ärgert sich der Papst über bestimmte rechtskonservative Christen, die sich gegen Migration wenden und die Fremdenfeindlichkeit fördern: „Es ist nicht hinnehmbar, dass Christen diese Mentalität und diese Haltungen teilen, indem sie zuweilen bestimmte politische Präferenzen über fundamentalste Glau-

bensüberzeugungen stellen.“ (Nr. 39) Der Papst fordert eine erleichterte Einwanderung, etwa über die Ausstellung von mehr Visa und die Errichtung humanitärer Korridore. Alle, die länger im Zielland leben, sollten in den Genuss der vollen Bürgerrechte kommen.

Bei der Betonung der alle Menschen umfassenden Liebe möchte Franziskus offenbar vermeiden, dass die Forderung allzu weich daherkommt. Vielmehr betont er den Zusammenhang von Liebe und universellen Normen, wobei er sich in interessanter Weise auf die Enzyklika „*Caritas in veritate*“ (2009) seines Vorgängers bezieht (Nr. 184–185). Die Liebe darf weder auf Emotionen noch auf Beziehungen im Nahbereich eingeengt werden. Außerdem verlangt sie den Beitrag der die Handlungsfolgen abschätzenden Wissenschaften (Nr. 185). Später spricht er sich gegen „Relativismus“ aus und fordert eine „tiefe Achtung vor der Wahrheit der Menschenwürde“ (Nr. 206–207).

Sympathische Gesprächsbereitschaft

Dabei äußert er sich differenzierter als damals *Benedikt XVI.* zu der Frage, wie man denn moralische Wahrheiten finden und identifizieren kann. Einen billigen, rein pragmatischen Konsens schließt er dabei aus, spricht aber von einem konsensorientierten „Dialog, der durch Motivation, durch rationale Argumente, durch eine Vielfalt von Perspektiven, durch Beiträge unterschiedlicher Wissensgebiete und Standpunkte bereichert und erleuchtet werden muss“ (Nr. 211). Der dadurch erreichte Konsens bleibt etwas „Dynamisches“. Aus diesem Grund möchte er den Konsens und die objektive Wahrheit – anders als sein Vorgänger – auch nicht in Konkurrenz zueinander sehen (Nr. 212). Es „bleibt immer Raum für den Dialog“ (Nr. 214) und „niemand wird die ganze Wahrheit besitzen“ (Nr. 221).

Das ist eine sehr sympathische Gesprächsbereitschaft, die der Papst in dieser Enzyklika auch dadurch unterstreicht, dass er sich insgesamt neun Mal auf das „Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt“ bezieht, das er im Februar 2019 in Abu Dhabi zusammen mit dem muslimischen Großimam von Al-Azhar, *Ahmad al-Tayyeb* (vgl.

HK, Februar 2018, 19–21), verfasst und veröffentlicht hat. Zu Beginn schreibt er sogar, er habe sich beim Schreiben „besonders vom Großimam Ahmad Al-Tayyeb anregen lassen, dem ich in Abu Dhabi begegnet bin“ (Nr. 5). Interreligiöse beziehungsweise interkulturelle Gesprächsbereitschaft und die Forderung nach Anerkennung der Anderen unterstreicht auch eine andere Bemerkung: „Intoleranz und Verachtung gegenüber indigenen Volkskulturen ist eine richtiggehende Form der Gewalt, die typisch ist für herzlose ‚Moralisten‘, die leben, um andere zu verurteilen“ (Nr. 220).

Zur Erinnerung: Während der Amazonas-Synode im Oktober 2019 in Rom hatten fanatische Katholiken Figuren der Pachamana, der Mutter Erde, die Synodenteilnehmer aus dem Amazonasgebiet mitgebracht hatten, in den Tiber geworfen und dem Papst die Unterstützung von Götzendienst vorgeworfen. Das hat ihn offenbar sehr geärgert. Inzwischen hat der Vatikanstaat sogar eine neue 10-Euro-Gedenkmünze geprägt, die anlässlich des 50. Jubiläums des internationalen „Tags der Erde“ herausgegeben wird und eine Figur der „Mutter Erde“ zeigt.

Eine Reihe weiterer wichtiger Themen werden in dieser umfangreichen Enzyklika angesprochen. Die Corona-Krise zeigt nach Meinung des Papstes die weltweite Verflochtenheit aller Menschen (Nr. 32). Wenn die Krise einmal überstanden ist, dürfe man nicht zu einem „fiebrhaften Konsumismus“ (Nr. 35) zurückkehren. Er kritisiert eine Wirtschaft, die auf Profit ausgerichtet ist (vgl. auch dieses Heft, 32–33). Er befasst sich kritisch mit der Kommunikation in den neuen sozialen Medien und den „Hassgruppen“ (Nr. 43, 44), die sich dort bilden, sogar auch in katholischen Medien (Nr. 46). An einigen Stellen könnte man seine Kritik direkt auf *Donald Trump* beziehen, etwa, wenn er beklagt, dass es „kein Schweigen und Zuhören mehr gibt und alles in ein schnelles und ungeduldiges Tippen und Senden von Botschaften verwandelt wird“ (Nr. 49), oder wenn er schreibt: „Was bis vor wenigen Jahren von niemandem gesagt werden konnte, ohne dass man seinen Ruf vor der ganzen Welt gefährdet hätte, das kann heute in aller Grobheit auch von Poli-

tikern geäußert werden, ohne dafür belangt zu werden“ (Nr. 45). Leider finden die vielen positiven Seiten der digitalen Kommunikation keine Erwähnung.

Wie schon seine Vorgänger, aber entgegen älteren Formulierungen im Katechismus, verurteilt er klar die Todesstrafe (255ff.). Das Thema Abtreibung kommt nur an einer Stelle in Form einer Nebenbemerkung vor (Nr. 24). Man könnte dies als eine vorsichtige Intervention in den US-amerikanischen Wahlkampf deuten, gibt es doch dort viele Katholiken, die meinen, die Demokraten wegen deren offener Haltung zum Schwangerschaftsabbruch nicht wählen (und die Gesundheitsreform von *Barack Obama* nicht akzeptieren) zu können, während sie sich an der Befürwortung der Todesstrafe bei den Republikanern nicht stören.

Deutlicher als der gegenwärtig gültige Katechismus verurteilt der Papst auch den Krieg und die nukleare Abschreckung und meint, es sei heute sehr problematisch, sich auf die traditionelle Lehre vom gerechten Krieg zu berufen (Nr. 258). Bei aller Kritik des Populismus insistiert der von der lateinamerikanischen „Theologie des Volkes“ geprägte Papst gleichwohl auf der „Legitimität des Volksbegriffs“ (Nr. 157), weil sonst nicht verstanden würde, dass die Gesellschaft mehr sei als die Summe der Individuen.

An zwei Stellen der Enzyklika ist man als wohlwollend-kritischer Leser vielleicht doch auch etwas irritiert: In Nummer 19 bedauert er recht pauschal den Geburtenrückgang und führt ihn auf eine Prädominanz individueller Interessen zurück, obwohl doch klar ist, dass die Bevölkerung um des Überlebens der Menschheit auf dem Planeten willen nicht weiterhin so stark wachsen sollte. Und in Nr. 111 ist von „individualistischen Rechten“ die Rede, die auf ein falsches Verständnis der Menschenrechte zurückgingen, den Menschen als isoliertes Wesen sehen und zur Quelle von Konflikten und Gewalt werden könnten. Es ist unklar, was damit gemeint sein soll. Eigenartig wirken schließlich auch die vielen Selbstzitate. 165 der 288 Anmerkungen beziehen sich auf Texte von Papst Franziskus selbst – und das bei einem Papst, der immer wieder besondere Kritik an der „Selbstreferentialität“ der Kirche geübt hat.

Trotzdem: Die Enzyklika ist ein beeindruckend eindringlicher Appell für mehr Geschwisterlichkeit unter allen Menschen, unabhängig von ihrer Kultur, ihrer Religion, ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder ihrer Nationalität. Man kann nur hoffen, dass dieser Appell gehört wird, außerhalb und innerhalb der Kirche. Beim Lesen überkommt einen jedoch immer wieder der Gedanke, wie viel glaubwürdiger und wirksamer ein solcher Appell sein könnte, wenn die Kirche selbst in Sachen Geschwisterlichkeit und Dialogbereitschaft tatsächlich mit gutem Beispiel voranginge.

Leider haben gerade die deutschen Katholiken und Katholikinnen in der letzten Zeit einiges erlebt, was das Vertrauen in diese Dialogbereitschaft und Dialogfähigkeit erschüttert hat, von der Weigerung des Papstes, einer sehr vorsichtigen Aufhebung des Pflichtzölibats zuzustimmen, wie sie auf der Amazonas-Synode mehrheitlich gefordert worden war, über die Steine, die römische Behörden dem „Synodalen Weg“ in diesen Weg gelegt haben, oder die Ablehnung einer gegenseitigen Einladung zur Eucharistie und zum Abendmahl bis hin zum Verbot einer echten Beteiligung von Laien an der Leitung von Pfarreien, von der anhaltenden Weigerung, Frauen zur Diakonats- und Priesterweihe zuzulassen, ganz zu schweigen (obwohl man darüber nicht mehr schweigen sollte!).

Es wundert deshalb nicht, dass der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof *Georg Bätzing*, bei der Pressekonferenz am 4. Oktober 2020 in Limburg zur Würdigung der neuen Enzyklika betonte, der Papst unterstreiche „die notwendige Rückkehr zu einer ‚Kultur der Begegnung‘ (Nr. 30) und zu echten Dialogen, weg von den ‚parallel verlaufenden Monologen‘, die derzeit häufig ablaufen (Nr. 200). Kommunikation sollte auf Erfassung der Wirklichkeit (vgl. Nr. 47, 203f.) und grundlegenden Wahrheiten (vgl. Nr. 211f.) basieren und vor allem aus Zuhören bestehen (vgl. Nr. 48). Der echte und aufrichtige Dialog ist auch für die Kirche in Deutschland auf dem Synodalen Weg die Richtschnur.“ Hoffentlich verläuft dieser Versuch, die Wasser der neuen Sozialenzyklika auf die Mühlen des synodalen Wegs in Deutschland zu lenken, nicht ins Leere. ■